

Das Pfennig-Magazin

für
Belehrung und Unterhaltung.

Nr. 442.]

Neue Folge. Neunter Jahrgang.

[21. Juni 1851.]

Das Innere einer maurischen Wohnung.



Die Wunder der indischen Grottentempel.

Nicht bloß den schneebedeckten Himalaya in Hindostan, sondern überall in Asien umgab die Berge seit uraltester Zeit ein heiliger Nimbus; ja, man dürfte auf dieser ungeheuren Länderfläche, die gleichsam die Mitte des Erdballs ausmacht, kaum ein einziges Volk finden, das selbst jetzt noch in unsern Tagen nicht seine heiligen Berge oder heiligen Felsen hätte. Aus dieser vorhistorischen Naturanschauung hat sich wahrscheinlich jener Steincultus herangebildet, dessen gigantische Ueberreste vorzüglich in Indien jeden Wanderer mit Staunen erfüllen, da manche sich noch so unversehrt erhielten, daß sogar der Alles verschlingende Heißhunger der Jahrtausende sie nicht zernagen konnte. Wie sehr sich dieser volksthümliche Glaube bis in die kleinsten Gebräuche und Sitten der Asiaten eingenistet hat, darüber ließen sich viele Beispiele anführen; ich erinnere hier nur an die indischen und chinesischen Idole, an die antiken Gräber der Teniseisteppes, die zahlreichen Djos der Mongolen, an die seltsame Sitte der Hakas, welche

die Gebeine der verbrannten Leichen ein ganzes Jahr aufhoben, ehe sie dieselben begruben. Die Gylongs verfertigen sogar Rosenkränze aus Knochen, und jeder von Hinglaj zurückkehrende Pilger erhält zu Tatta einen Rosenkranz aus weißen, bohnenartigen Körnern, die auf den benachbarten Felshöhen eingesammelt werden; wol eine Art Petrefact, denn sie werden als die versteinerten Samen ausgegeben, die bei Erschaffung der Welt ausgestreut wurden. Die Khyens in Hinterindien verbrennen die Leichen der wohlhabenden Verstorbenen, sammeln die Asche in einem Korbe und dann wird sie auf dem Berge Keyoung-natyn oder auf dem Ychantoungberge, der ihnen für besonders heilig gilt, beigelegt. Die Schutzgöttheit der Malasir-Tribus, die sie in der Form eines Steins verehren, der in einem offenen Kreise steht, welcher den Tempel vorstellt, nennen sie Mallung. Einmal im Jahre, im April, bringen sie ihr eine Ziege zum Opfer, auch etwas Reis und Honig. Wird dies unterlassen, so schickt die zürnende

Mallung Tiger und Elefanten, die Gottlosen zu züchtigen. Aber einer der merkwürdigsten Volksgebräuche in Bezug auf die eben ausgesprochene Ansicht dürfte folgender sein:

Cosma de Körös, der berühmte ungarische Reisende, lernte die tibetischen Dagops sehr genau kennen und gibt durch ihre heutige Bestimmung Aufschluß über den Gebrauch von jenen ältern im Pendschabgebiete. Die Asche verbrannter Gebeine der verstorbenen Buddhadiener, sagt derselbe, wird mit Thon und andern Dingen gemengt, wie zuweilen auch mit pulverisirten Edelsteinen; dies wird in einen Teig geknetet, den man in Formen von Bildern gestaltet, die man Tschä Tschä nennt. Diese Reliquien werden in kleinere pyramidale oder kegelförmige Gebäude, Chaitya oder Chorten genannt, beigelegt, ohne besondere Kostbarkeiten zuzufügen, auch ohne besondere Ceremonie. Dies ist der Gebrauch bei dem gemeinen Manne, bei den Vornehmen, Prinzen und andern kommen viele Ceremonien zur Beisetzung solcher Reliquien hinzu, die bekanntlich in Ceylon auch aus Haaren, Zähnen und kleinen Gebeinen bestehen. Offenbar sind es solche Massen, welche auch mit Stücken von Glas, Kiesel, Edelsteinen und andern vermohrten vegetabilischen Gegenständen vermischte jene braunen, zähen Feuchtigkeiten in den Metallbüchsen erzeugt haben. Daher auch der Name Dagoba oder richtiger Dagop, d. h. körperverbergend oder des Körpers Bewohner.

Aber nicht bloß in Asien stand Alles, was sich auf Berg, Felsen oder Stein bezog, in so hohem Ansehen, auch im benachbarten Afrika, ja man kann wol sagen bei allen Völkern rund um die Erdkugel spielte das harte Gestein schon in den Sagen und Fabeln der grauen Vorzeit eine bedeutende Rolle. Diese ersten Geschlechter der Menschheit müssen wol so ganz und gar Kinder der Natur gewesen sein, daß sie nur Sinn für das Handgreifliche, Derbe und Feste hatten, und alles Andere, woran sich schnell die Spuren der Vergänglichkeit zeigten, mag ihren Augen beinahe werthlos erschienen sein. Es ist und bleibt aber in mancher Hinsicht gewiß höchst interessant, daß sich nicht nur jene weltberühmten unter- und überirdischen Monumente erhalten haben, sondern auch so viele charakteristische Züge, worin sich der Volksgeist spiegelt, uns noch von den neuesten Reisenden aus allen Weltgegenden überliefert werden. Doctor Eduard Rüppell fand ebenfalls vor wenig Jahren auf seiner Reise durch Abyssinien die Reste eines alten paganischen Cultus. Derselbe erzählt:

Im Thale Saheta begaben sich Frauen in großer Zahl an eine wasserreiche Quelle, welche unter einer der schönen Baumgruppen hervorsprudelt, wuschen sich in derselben Hände und Füße und warfen sich dann vor einem grobbehauenen würfelförmigen und mit zwei elliptischen Vertiefungen versehenen Sandsteinblocke einige Male auf die Erde nieder. Dieser Block ist vermuthlich eine Art Opferaltar. Über die Bedeutung und den Ursprung dieser Ceremonie konnte ich keine bestimmte Auskunft erhalten. Die Abyssinier der Karawane erklärten zwar, daß dieselbe ein Überrest heidnischer Abgötterei sei, der sich unter den hiesigen Bewohnern erhalten habe, sie konnten aber wollten aber mir nichts Näheres angeben.

Wenn sich schon also damals die Völker vor einem bloßen Steinblock zur Erde gebeugt haben, welche Zauber macht muß sich erst in jenen Zeiten, über welche die Weltgeschichte gänzlich schweigt, der Gemüther bemächtigt haben, als der erste Grottentempel fertig sich

vor den schüchtern Eintretenden wie ein unterirdisch verborgenes Heiligthum eröffnete. Und man bedenke, nun gibt es ganze Gruppen solcher Grottentempel, ja große Berge sind förmlich ausgehöhlt; nur eine Art von religiöser Begeisterung war im Stande, solche Riesenwerke, die alle Bauten der Erde hinter sich weit zurücklassen, hervorzubringen, bei welchen jetzt die großen Philosophen und tiefsten Denker buchstabiren lernen — die stummen Zeugen der Menschheitsjugend, die Felsensäulenbuchstaben der Urzeit!

Am frühesten wurden die Grotten auf der kleinen Insel Elefanta bei Bombay, von einem kolossalen Elefanten in Stein so genannt, bei den Eingeborenen aber Goripura, Felsenstadt, geheißt von europäischen Reisenden wie Dvington (1690), Gemelli Careri (1695) und Andern besucht, und schon diese unterirdischen Tempel erfüllten die Beschauer mit Staunen und Bewunderung, da sie doch gegen die übrigen Werke der Art gedrückt und klein zu nennen sind.

Ehe wir also zur Beschreibung dieser troglodytischen Wunder weiterschreiten, ersuchen wir den Leser noch einmal, sich die Vorstellung europäischer Bauwerke, die bekanntlich dadurch entstehen, daß man Stein an Stein fügt, gänzlich aus dem Sinne zu schlagen; denn jeder dieser indischen Grottentempel ist gleichsam ein einziger ungeheurer Stein, der ausgehöhlt und ausgemeißelt die seltsamsten Thier-, Menschen- und Göttergestalten in sich verbirgt, obwol es sicher keinen Zweifel leidet, daß diese Sculpturen und feinem Bildhauerarbeiten von spätern Generationen herrühren. Wahrscheinlich benutzten die Anhänger des Brahma- und Buddhacultus diese Grottentempel ihrer Vorfahren und ersten Ahnherren, als sie dieselben unter der Erde entdeckten, zu ihrer religiösen Feier, machten bei einigen auch noch kleine Seitenkammern und Gänge, die zu verschiedenen Zwecken dienten. Die ersten Geschlechter mußten sich damit begnügen, die Hallen dieser Tempel zu gründen, was allein schon ein Riesenwerk genannt zu werden verdient, da gewiß ein ganzes Volk wenigstens ein Jahrhundert, vielleicht mehre hindurch fleißig bei Fackelschein gearbeitet haben muß, um diese harten Felsenberge zu unterminiren.

Wir beginnen nun mit Hülfe der zahlreichen englischen Reisenden, die uns in diesen dunkeln Gängen und majestätischen Hallen als Wegweiser dienen, unsere Wanderung und schreiten nach und nach von dem kleinsten dieser Grottentempel auf der Insel Elefanta zu den größern fort und schließen mit den troglodytischen Wundern von Ellora bei Dallautabad.

Elefanta, dieses kleine Inselchen, zwischen Butchers-Island (das bei den Eingeborenen Deva Devy, die Götterinsel, heißt) und dem nahen Ufer des Continents bei Panwally gelegen, hat nur etwa eine gute Stunde im Umfange und besteht nur aus zwei Felsvorgebirgen und wenigen Reisefeldern. Ihrem Landungsplatz ist die Figur eines Elefanten in kolossalem, drei mal mehr als Lebensgröße betragenden Maßstabe, roh aus einem isolirten Felsen gehauen, vorpostirt. Ein Berg mit Doppelgipfel steigt vom Meeresufer steil empor und ein enger, schroffer Pfad führt nach einer Viertelstunde zu den berühmten Grotten. Zur ersten Höhle leitet eine Art Porticus, von zwei Pfeilern und zwei Mastern getragen, gleich dem Eingange in einen Felsentempel, der aber selbst nicht ausgehauen ist. Nur wenige hundert Schritte weiter aufwärts, in dem höchsten der beiden Berggipfel in einer außerordentlich grandiosen Naturumgebung, ist der Eingang zur zweiten großen Tempelgrotte, deren Dimensionen und Sculp-

turen den kunstfertigen Bischof Heber durch ihre Größe, Verhältnisse und den edlen Stil überraschten. Ungeachtet der Roheit des Materials — ein harter Ebonporphyr, der nur mit dem Wudj, d. h. dem berühmten indischen Stahl, wie auch Heeren meint, mühsam zu bearbeiten sein mag — und ungeachtet der vielfachen Zerstörung sei der Geist auch heute nicht zu verkennen, mit welchem die Statuen ausgearbeitet sind, und einige von ihnen zeigten sich noch jetzt von ungemainer Schönheit. Die Hauptgrotte, der noch andere Gemächer zur Seite liegen, hat 130 Fuß Länge und 123 Fuß Breite; ihr Eingang liegt an der nördlichen Schattenseite, die Aussicht von ihrer Vorflur über das Meer ist außerordentlich. Vier Reihen massiver Felspfeiler, 26 an der Zahl, deren im Jahre 1813 schon 8 eingebrochen waren, und 16 Pilaster in einer Höhe von 16—17 Fuß stützten das Felsdach, über dem der Berg ruht. Die innern Felswände sind mit vielen Sculpturen bedeckt, die insgesammt sich auf den Sivacultus beziehen; Siwa, Mahadeo, Ganesa, Parvati und Kailasa, die Götterversammlung, das Symbol des Lingam und das Lotosornament. Selbst das von jeher imponirende kolossale Relief der drei Köpfe 15 Fuß hoch. Die sogenannte indische Trimurti (Brahma, Siwa und Wischnu) soll nach Bischof Heber's Bemerkung — sagt Ritter — durchaus nur die populäre Darstellung des dreiköpfigen Siwa sein.

Wir eilen nun mit dem geneigten Leser im blizschnellen Gedankenfluge von der Insel Elefanta fort zu den Ghatgebirgen nach Karli im Mahrattensstaate, in deren wilden Felschluchten eine große Zahl von unterirdischen Tempeln bereits entdeckt sind und vermuthlich noch viele von kühnen Reisenden in der Zukunft entdeckt werden.

Die Grotten von Karli liegen dem Fort Lohaghur gegenüber; der Bergzug streift von Osten nach Westen, die Felsentempel sind in einem Seitenzweige desselben ausgehauen, der gegen Süden vorspringt. Die Haupthöhle hat ihren Eingang von der Westseite her, wo sie in die Fronte eines Felsens über einem gewaltigen Abgrunde in die Steifseite eines Berges einführt, dessen Böschung an 800 Fuß über eine darunter liegende Ebene aufsteigt. Sie kann erst erblickt werden, wenn man ihr unmittelbar nahe getreten ist. Dem Haupttempel zur Seite sind viele Excavationen, kleinere Grottenwerke, Felsgemächer, Galerien in zwei Stockwerken übereinander, von denen mehre ungemein schön ornamentirt sind. Dieser Haupttempel ist in dem Stile dessen zu Kennery auf Salfette, aber nur halb so groß, dagegen schöner und reicher geziert. Die Vorhalle ist in zwei Etagen getheilt, die unten von drei, oben von fünf Pilastern getragen werden; zur Linken bemerkt Bischof Heber dieselben Pfeiler mit dem Löwenornament, die mit dem Rücken zusammenstoßen wie in Kennery, nur in größern Dimensionen. Innerhalb der Vorhalle befanden sich auch rechter Hand drei kolossale Hautreliefs von Elefanten, deren Köpfe gegen den Eintretenden gerichtet sind, welche mit ihren Stoßzähnen und Rüsseln ungemein kühn aus der Felswand hervortreten. Im Innern der Vorhalle sind die Wände wie zu Kennery mit Hautreliefs von weiblichen und männlichen nackten Figuren, in kolossaler Größe kühn ausgehauen, bedeckt. In dem Höhlentempel selbst ist, ganz im Gegensatz der mit Idolen überfüllten Grottentempel auf Elefanta, kein einziges Bild, keine Göttersculptur, kein sichtbarer Gegenstand der Devotion als nur der mysteriöse Chatah (d. i. Baldachin, Schirmdach des Buddha) wie zu Kennery; der Tempel ist wie

dieser eingerichtet, seine Dimensionen, seine Sculpturen sind größer, mehr ausgeführt, in edlerm Stil, alle Capitale der Pfeiler am Chatah, der am Ostende steht, sehr eigenthümlich und schön. Sie haben die Gestalt großer Glockenkapitäl, darauf Elefanten ihre Rüssel ineinander verschlingen, deren jeder zwei männliche und eine weibliche Figur trägt. Dem Haupttempel zur Seite ziehen sich die kleinern Grottenwerke noch 150 Schritte weiter durch den Berg hin; mehre Tage waren nöthig, sagt Lord Valentia, um Alles genau zu untersuchen. Diese Grotten werden für den Sitz böser Dämonen ausgegeben und so gefürchtet, daß der einheimische Künstler, der für Sir Ch. Mallet schon in Ellora die Zeichnungen der dortigen Grottentempel gemacht hatte, dasselbe hier zu thun sich nicht getraute.

Nach solchen Schilderungen wäre man beinahe versucht, alle jene Reisenden zu beneiden, die so glücklich waren, diese gigantischen Monumente der Vorwelt in der Nähe zu erblicken; denn unsere Bauwerke müssen sich dagegen alle kindisch wie zusammengeleimtes Zeug und gebrechliches Geglieder ausnehmen.

Wir machen nun von hier einen kühnen Sprung über das Meer auf die Insel Salfette und führen den Leser in die berühmten Höhlen von Kennery.

Der Berg, in welchem sie sich befinden, hat die Form eines Hufeisens und ist nach Art eines Amphitheaters ausgehöhlt worden, sodas im Hintergrunde desselben ein großes Bassin zu einem See gestaltet wurde, über welchen vormals eine Brücke von 100 Fuß Länge sich zu den verschiedenen Tempeln wölbte, von welcher noch die Strebestufen sichtbar sind. Der Haupttempel, welcher hier in Porphyr ausgegemeißelt wurde, hat eine imposante Höhe und mißt 100 Schritt Länge bei 40 Schritt Breite; auch er ist mit unzähligen Säulengängen, Treppen, Kammern und Teichen aus lebenden Felsen versehen und seine Wände bedeckt mit einer Menge ungelesener Inschriften und Sculpturen, die sich sowohl auf den Dienst des Buddha als den indischer Gottheiten beziehen; jedoch scheint der erstere hier den Vorrang zu haben, da nur die Nebenkammern den Cultus des Siwa darstellen. Es findet sich sogar ein Tempel, der dem Buddha vorzugsweise angehört; er ist gewölbt, hat eine Länge von 83, eine Breite von 30 Fuß und wird von zwei Reihen achteckiger Säulen getragen, welche, oben mit Elefantenkaryatiden verziert, im Felsen stehen blieben. Sie umgaben im Hintergrunde das sogenannte Dagop, eine cylinderartige Steinmasse, unter welcher die Gebeine des Buddha als Reliquien gedacht werden.

Eine nicht minder interessante Gruppe solcher Grottentempel befindet sich zwei Stunden südwestlich von der Feste Nassuk; die Ehre der Entdeckung gebührt dem Jam. Delamaine, der sie im Mai 1823 fand und acht der dortigen Höhlen beschrieb. Zunächst nach dem Ansteigen zur rechten Seite der ersten Höhle ist ein Wasserbecken, roh in Fels gehauen, mit Stufen herab bis zu einer Art liegenden Figur, welche die Pilger Bhavani (die Naturgöttin) nennen. Die nächste Höhle ist nur ein kleiner Raum, 16 Fuß lang, 16 Fuß breit mit drei Hauptfiguren des Wisvacarma (des göttlichen Architekten Brahma's). Die Ohren sind bei diesen Idolen lang gezogen durch Ornamente, sie selbst stehen auf Löwensockeln oder sitzen auf Lotosblumen. Vor der dritten Höhle ist eine Vorhalle, die auf sechs Riesengestalten als Pilaster ruht, welche das Ganze tragen. Die Säulen des Grottentempels sind achteckig, ihre Capitale alterniren mit Gruppen von Löwen, Affen, Elefanten und Misgestalten. Der Tempel, 45 Fuß im

Geviert ohne Idole mit Zellen umher, hat im Innern keine Stütze, aber ein reich mit Löwen und Adornamenten geschmücktes Felsplafond, in der Nische am Ende des Tempels ein Dagop und zur Seite Felsbassin und Priesterwohnungen. Der vierte Grottentempel ist jenen ähnlich, der fünfte hat nur 30 und 20 Fuß im Geviert, eine Buddhafigur als Wandsculptur und scheint wegen seiner Noheit einer jüngern Zeit anzugehören. Der sechste Tempel mit gewölbtem Dach, Pfeilerreihen zu beiden Seiten und einem Halbkreise am Ende hat einfallendes Licht durch ein Fenster der Fronte. Er ist ohne Skulptur, doch steht darin ein Dagop mit In-

schriften. Die siebente Tempelgrotte, 60 Fuß lang und 40 Fuß breit, hat wieder kolossale Felsensculpturen und Gestalten, welche denen der Hauptfiguren in Ellora analog sein sollen. Sehr enge Felstritte führen noch weiter zu einer letzten achten reich mit Sculpturen versehenen Grotte, darin mehre der menschlichen Gestalten von Löwen getragen werden. Die ganze Reihe der Grottentempel und alle darin vorkommenden Sculpturen sind aus einem sehr harten schwarzen Steine gehauen.

(Beschluß folgt.)

Die Apostel.

Nach Peter Vischer in der Sebalduskirche zu Nürnberg.



Petrus.



Andreas.



Jakobus der Ältere.



Johannes.



Philippus.



Bartholomäus.

(Beschluß folgt.)

Der Luganer See im Canton Tessin.



S e p p e l .

(Fortsetzung.)

Seppel ging mit leichtem Herzen seinem Häuschen zu, mit dem festen Entschlusse, ehrlich zu bleiben, sein eigenes Brot zu essen und im schlimmsten Falle lieber von der Mildthätigkeit Anderer zu leben, als auf dem Sündenpfade Bösel's zu wandeln.

Je näher er aber seiner Wohnung kam, desto mehr machte sein gesunder Magen seine Rechte geltend. Der Hunger peinigte ihn so, daß seine Kraft kaum noch aushielt bis in seine Hütte. Sollte ein gesunder Schlaf ihn zu neuer Thätigkeit stärken, so mußte er vor Allen einige Nahrung zu sich nehmen. Da fiel ihm das Bibelwort ein: Der Mensch lebt nicht vom Brote allein! und sein Entschluß war gefaßt. Er wollte für heute Abend seinen Hunger mit Kräutern stillen, die wild vor seinem Hause wuchsen; für die künftigen Tage wollte er Gott, seinem Fleiße und guten Menschen vertrauen.

Müde und matt hatte er endlich seine Hütte erreicht. Er vermochte kaum noch die Thür zu öffnen, so quälten ihn Hunger und Erschöpfung. Die Leere und die Einsamkeit des ärmlichen Stübchens, die Kälte darin und die Dunkelheit der Nacht brachen seinen ganzen Muth nieder, sodaß er fast bewußtlos auf das Lager hinsank, auf welchem seine fromme Mutter gestorben war. Mit dem Gedanken an sie und voll Lebensüberdruß schlummerte er ein. Da bewegte sich seine Seele wieder in dem Reiche der Träume, bis Nübezahl's strenges Gesicht und sein drohender Finger ihn aufschreckten. Er träumte von jener Erscheinung im Gebirge, er hörte wieder das Wort:

Sei fromm! Sei fromm! Dem Mutterwort Gehörche treu; dann kommst du fort!

und schnell stand er auf. Er zündete den an der Wand befestigten Rienspan an, um sich beim Scheine des Lichts zu beruhigen.

Aber wie groß war sein Erstaunen, als er auf sei-

nem Tische ein Brot liegen sah, so groß, daß er eine volle Woche davon essen und seinen Hunger stillen konnte. Als er nach Waldenburg ging, hatte er die Thür seines Hauses fest verschlossen, das wußte er. Daß er keinen Bissen Brot mehr im Hause gehabt hatte, wußte er auch. Niemand anders konnte ihm in seiner Noth zu Hülfe gekommen sein als Nübezahl, der ihn vor dem Erfrieren gerettet, ihn glücklich nach Hause geleitet und an das Wort seiner sterbenden Mutter so eindringlich erinnert hatte. Ihm fiel ein, daß die Berggeister sich so klein machen können, daß sie allenfalls auch durch ein Schlüsselloch kriechen, und er schnitt sich ohne langes Überlegen ein großes Stück herunter. Er verzehrte es mit Thränen der Dankbarkeit im Auge und schlief dann mit dem Gedanken an seine selige Mutter ein. Seine Müdigkeit war aber so groß, daß er dabei hinter dem Tische sitzen blieb und nicht einmal sein Lager aufgesucht hatte.

Als er erwachte, fielen schon die hellen Strahlen der Morgensonne durch die Scheiben, welche die kalte Herbstnacht hier oben auf dem Gebirge mit dicken Eisblumen bemalt hatte. Seppel wischte sich die Augen aus; das Erste, was er erblickte, war das vor ihm liegende Brot. Nur mit Mühe überschaute er die Erlebnisse der vergangenen Nacht, und es wurde ihm, da er ausgeschlafen hatte und vollkommen bei Sinnen war, klar, daß Nübezahl ihn gerettet hatte. Er hatte von alten Leuten gehört, daß der neckische Berggeist hier und da einem Nechtshaffenen aus Verlegenheiten geholfen, und ihm blieb kein Zweifel übrig, daß er auch seiner sich angenommen hatte.

Jetzt fielen seine Blicke auf die gefrorenen Fensterscheiben und es störte ihn kein Frost. Er hatte die ganze Nacht, auf einer Bank sitzend, in kalter Stube geschlafen und doch befand er sich in so behaglicher Wärme, als wenn er eben aus einem Federbett käme.

Er erkannte bald, daß er auch diese Wohlthat dem Rübzahl zu danken hatte, dessen Geschenk, das unscheinbare Steinchen, er wohlverwahrt bei sich führte. Er fühlte, daß von diesem aus Wärme durch seinen ganzen Körper ging und sah darin einen Wink seines Retters, wie er durch die Winterkälte hindurchkommen könnte, ohne daß er wärmende Kleider und Holz kaufen oder das letztere gar fehlen müßte. Wie froh war er, daß er das Steinchen nicht weggeworfen hatte.

Das Geschenk Rübzahl's, der Stein nämlich, bewährte wirklich seine Kraft. Während mancher andere Weber an einem Feuerchen fror, das er mit gestohlenem Holze dürftig unterhielt, brauchte Seppel gar nicht zu heizen. Er scheute auch in dünnen Kleidern nicht Kälte und Wind; denn das Wundersteinchen diente ihm als Amulet. Bei seiner Arbeit wurden ihm weder Hand noch Fuß starr, und er hatte am Schlusse der Woche wieder ein großes Gewebe zu Stande gebracht. Als er auch nur trockenes Brot, so war er doch satt geworden, und jetzt hatte er gegründete Hoffnung, von dem Lohne für seine Arbeit dem Wundarzte wenigstens einen Theil seines gefoderten Honorars zu bezahlen und auch die übrigen Mahner in etwas zufriednen zu stellen. Dies that er denn auch zum nächsten Markte treu und redlich, und er nahm es ruhig hin, als der Doctor über die kleine Abschlagszahlung verdrießliche Worte in den Bart murmelte. Seppel versöhnte den feisten Herrn mit dem Versprechen, daß er als ehrlicher Mann ihm nach und nach seine ganze Rechnung bezahlen würde. Seine andern Gläubiger schenkten ihm gern Nachsicht.

Nur so viel behielt er von dem verdienten Lohne, als zum Ankauf des Brotes für eine Woche dringend erfordert wurde, und mit dieser geringen Baarschaft und einem großen Bündel Garn wanderte er des Sonnabends wieder von Waldenburg zurück über das Gebirge.

Im Dunkel trat er ein in seine Hütte, heute rüstiger und froher als neulich. Vor allem zündete er sich Licht an, um den letzten Rest des Brotes zu verzehren, welches ihm auf wunderbarem Wege zu Theil geworden war. Wer beschreibt aber sein Entzücken, als er neben der vertrockneten Rinde ein frisches, großes Brot auf seinem Tische liegen sieht? Das alte Gesichtchen vom Tischchen, Tischchen, decke dich! hatte sich wiederholt und wiederholte sich nicht bloß einmal, sondern den ganzen Winter hindurch. So oft Seppel die Woche hindurch fleißig gearbeitet und in Waldenburg seinen Lohn gelöst hatte, fand er in seiner Wohnung Brot auf die neue Woche. Die Winterkälte ging an ihm spurlos vorüber, weil das Steinchen sein treuer Gefährte war.

Dadurch nun wurde Seppel in den Stand gesetzt, innerhalb eines halben Jahres Wundarzt, Tischler und Steuern zu bezahlen; die übrigen Foderer waren schon längst zufriedengestellt.

Eben kam er wieder von Waldenburg und zwar diesmal so froh und selig als niemals; denn er hatte auch den letzten Pfennig seiner Schulden abgetragen und sogar noch einige Groschen übrigbehalten. Er sprang das Gebirge herauf wie ein junges Reh und jubelte mit den himmelanstiegenden Lerchen um die Wette. Mit dankbarer Nüchternheit gedachte er seiner seligen Mutter. „O Mutter, wenn du es sehen könntest, wie froh ich bin; wenn ich dir heute Abend im traulichen Stübchen erzählen könnte, wie leicht mir der Weg geworden ist!“ Oben auf dem Ramme des Gebirges, nahe dem Baumstumpfe, gedachte er auch des finstern, aber gütigen Helfers und dankte ihm, obwol

er seinen Namen nie wieder rufen wollte. Sein fürchterliches Gesicht war ihm in noch zu frischem Andenken.

In freudiger Eile gelangte er an die Hütte, die er nun erst die seinige zu nennen wagte. Er schloß auf und steckte den Holzspan an; aber zu seiner nicht eben angenehmen Überraschung war diesmal der Tisch leer. Er machte kein freundliches Gesicht und ging nachdenkend in der Stube auf und ab. Er war nicht vermögend, das Räthsel zu lösen, und das letzte Restchen alten Brotes, das gewöhnliche Sonnabendsüberbleibsel, wollte ihm gar nicht munden, weil das erwartete frische Brot nicht dabei lag. Zum ersten male unzufrieden legte er sich zur Ruhe.

Als er des Sonntags erwachte und im ganzen Hause Rübzahl's Hülfe vergebens nachgespürt hatte, sah er sich genöthigt, den Rest seiner Baarschaft zum Ankauf eines Brotes zu verwenden. Das war er nicht gewohnt, und er war recht übel gelaunt, weil er ein Plänchen nicht ausführen konnte, das er sich schon gemacht hatte; er wollte nämlich in einem benachbarten Städtchen für das übrige Geld einen frohen Jahrmartstag halten. Jetzt mußte er freilich daheim hinter dem Webstuhle sitzen wie alle arme, aber rechtschaffene Weber und — trockenes Brot essen. „Nun“, meinte er, „die nächste Woche stecke ich den ganzen Verdienst in die Tasche und will das Leben auch genießen. Von Rübzahl habe ich wol nichts mehr zu erwarten.“

Das war nun wol recht gut, wenn nur Seppel sein Sprüchlein nicht dabei vergessen hätte. Einen frohen Tag soll auch der arme Weber begehen, aber nur keinen sündlichen.

Seppel hatte das Richtige geahnt. So oft er in der Folge des Sonnabends aus Waldenburg zurückkam, war das Tischchen leer. Rübzahl wollte ihm nur so lange helfen, als er seiner Hülfe wirklich bedurfte. Das verdroß zwar den Weber, doch er tröstete sich. Sein Geldbeutel war dafür so reichlich gefüllt, als es früher nie der Fall gewesen war. Er hörte, wenn er vom Markte zurückkam, gar nicht auf, die glänzenden Münzen durch die Finger schießen zu lassen, und dünkte sich reich wie Krösus. Das Wundersteinchen aber, das er noch immer in seinem Geldbeutel bewahrte, erinnerte ihn an die Treulosigkeit Rübzahl's; zudem bedurfte er seiner auch in den milden Sommermonaten nicht. „Zum Winter“, meinte er, „wirst du mich auch frieren lassen; fort mit dir, du unnütze Last! Das Bischen Brennholz zum Wärmen meiner Stube kann ich mir wol kaufen.“ So machte das blanke Geld den Seppel übermüthig und gegen seinen Wohlthäter undankbar. Voll Arger warf er den unscheinbaren Kiesel in den ersten besten Waldbach. Den Sonntag wollte es von nun an ihn kaum zu Hause leiden. Der Gedanke an das viele Geld in der Tasche verdrängte den Gedanken an die selige Mutter mehr und mehr. Er pugte sich nach Kräften heraus und besuchte Wildensfeld, das stattliche Weberdorf, wo es jeden Wochentag in allen Stuben schnurrt und klappert, wo aber auch an Sonn- und Festtagsabenden in den Branntweinschenken so gelärmt wird, daß Alte und Kranke in der Nachbarschaft nicht mit Andacht ihren Abendseggen sprechen und nicht ruhig schlafen können. Dahin ging Seppel, das Geld in der Tasche, um sich einen lustigen Tag zu machen.

Im wilden Jubel hieß die Gesellschaft den Seppel willkommen. Man machte ihm Platz und trank ihm die Flasche zu. Seppel mußte Bescheid thun und ließ auch eine füllen. Es wurde getrunken, gescherzt und

gelacht bis weit in die Nacht hinein. Man bot ihm auch die Kartenblätter zum Spiele an; aber er schlug sie aus, weil er nicht spielen konnte. Als er aber sah, daß einer seiner Bekannten ein ansehnliches Sümmechen gewann, da ärgerte es ihn fast, daß er nichts vom Spiele verstand. Natürlich paßte er auf jedes fallende Blatt, und als er freudetrunken des Nachts nach Hause ging, dachte er nicht an Rubezahl's Sprüchlein, an sein finsternes Gesicht und seinen aufgehobenen Finger, nicht an seine selige Mutter, sondern er dachte an das Spiel und sagte sich, daß er es schon ziemlich begriffe.

Den Montagmorgen war es ihm zwar anfangs etwas müßig im Kopfe. Er setzte sich hinter den Webstuhl, konnte aber gar nicht recht freudig sagen: Das walt' Gott! Seine Mutter fiel ihm wol auch ein; aber bald waren seine Gedanken wieder bei den lustigen Scherzen, die er in Wildensfeld gehört hatte, und bei dem interessanten Spiele.

So ging die Woche hin und Seppel konnte in der Regel den Sonntag kaum erwarten. Er hatte versprochen, wieder nach Wildensfeld zu kommen und mußte doch sein Wort halten; er fand hier die Gesellschaft wieder und wurde jeden Sonntag heimischer als vor acht Tagen.

Daß er bald auch das Kartenspiel versucht hat, versteht sich. Mit kurzen Worten: Seppel ließ sich verführen. Er konnte das Glück nicht vertragen. Er hatte sich mehrmals schon ein Häuschchen getrunken und war betrunken vor dem Baumstumpfe vorübergegangen, auf welchem er den Tod des Erfrierens gestorben wäre, wenn ihn die fürchterliche Stimme Rubezahl's nicht aufgeweckt hätte. Das „Walt' Gott!“ sprach er beim Beginn seiner Arbeit fast gar nicht mehr; er war nahe daran, schlecht zu werden. Dem Pfarrer entging es auch nicht, wie mit Seppel eine nachtheilige Veränderung vorging. An Warnungen ließ er es nicht fehlen; aber Seppel hörte nicht. Er lief vielmehr seinem Verderben mit Riesenschritten entgegen. Was des frommen Pfarrers Eifer aber nicht zu bewirken vermochte, das brachte Rubezahl zu Stande; durch ihn wurde der leichtsinnige Jüngling wieder auf den rechten Weg gebracht.

(Beschluß folgt.)

Zeitvertreib auf einem Auswandererschiff.

Ein Seitenstück zu dem literarischen Actenstücke in Nr. 439, S. 174.

In der Beschreibung seiner Überfahrt nach Amerika theilt ein Landsmann von uns mit, daß man, um etwas Unterhaltung in des einförmigen Schiffsleben zu bringen, eine (geschriebene) Schiffszeitung herausgegeben und vorgelesen habe, für welche sich auch bald die lebhafteste Theilnahme gezeigt habe. Sie brachte Geistliches und Weltliches, Ernst und Scherz, Recepte gegen die Seekrankheit und Ungeziefel, Nachrichten aus Europa, amtliche Anzeigen und andere närrische Dinge. Auch Lieder wurden mit eingeflochten und aus einem solchen über das Essen auf dem Schiffe, nach der Melodie: „O Tannebaum!“ mögen einige Strophen hier stehen:

O Pökelfleisch, o Pökelfleisch!
Wie hart ist dein Gemüthe!

Gekocht und roh — du bleibst dir gleich,
Ein Klotz wird eher gahr und weich.
O Pökelfleisch u.

O Erbsenbrey, o Erbsenbrey,
Wie lang ist deine Brühe!
Du gleichst dem großen Ocean,
Die Erbsen man nicht finden kann.
O Erbsenbrey u.

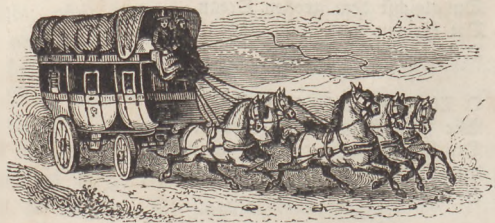
O Thee, du wahres Blasgeißel,
Wie schmeckst du doch so fade!
Die Blätter ach! die seh' ich nicht,
Und Wasser thut es freilich nicht.
O Thee u.

Angriff eines indianischen Tauchers auf einen Hai.



Kommt es öfter vor, daß Haie die indianischen Taucher, namentlich bei den Perlenfischereien, angreifen, so ist es doch auch bisweilen der Fall, daß die Sache sich umdreht und der Taucher gegen den Hai die Defensive ergreift. In diesem Falle ist der Taucher mit einem starken, an beiden Enden zugespitzten und durch Feuer gehärteten Holze, der sogenannten Estaka, bewaffnet, welches er dem nach ihm schnappenden Ungeheuer bligschnell in den Rachen stößt, den es dann nicht wieder schließen kann. Vermöge des Baues seiner untern Kinnlade ist der Hai genöthigt, sich auf den Rücken zu legen, wenn er sich seiner Beute bemächtigen will. Das mag den sonst gewiß sehr gefährlichen Angriff des Tauchers auf ihn etwas erleichtern.

Mannichfaltiges.



Die französischen Diligencen haben seit langen Zeiten eine und dieselbe Physiognomie behalten. Sie bestehen aus einem Wagen- und zwei Kutschkasten, voreinandergestellt und in gewaltigem Maßstabe gebaut. Oben über den drei dicht miteinander verbundenen Kästen befindet sich ein Cabriolet oder bedeckter Sitz und hinter diesem ist das Gepäck oft viele Fuß hoch in die Höhe gethürmt, geschützt mit einem großen Leder. Das größte Fuder Heu macht kaum eine größere Masse aus, als eine solche Diligence, welche gegen 30 Passagiere befördern kann. Das gewöhnliche Gespann besteht aus fünf Pferden, von denen zwei an der Deichsel, drei an der Leine gehen; die letztern kehren ihre Köpfe nach auswärts, sodas sie zusammen einem ausgebreiteten Adler gleichen. Der Schwere ungeachtet fahren diese Wagen fast jeberzeit rasend schnell.

Alte Stammbücher. Statt der jetzt gewöhnlichen, ursprünglich aus weißen zusammengehefteten oder losen Blättern bestehenden Stammbücher gebrauchte man früher gedruckte Bücher, die man zu diesem Zwecke mit weißem Papier durchschließen ließ. Sehr beliebt waren als Stammbücher die Emblemata des berühmten italienischen Rechtslehrers Acciatus, die sehr oft aufgelegt und aus dem Lateinischen ins Italienische, Französische, Spanische, Deutsche u. s. w. übersetzt wurden. Unter den in diesem Büchlein vorkommenden Abbildungen oder auch auf den dazwischen eingebundenen Blättern schrieben Diejenigen Denksprüche und Namen ein, welchen das Stammbuch zu diesem Behufe vorgelegt ward. Noch jetzt kommen in Auctionen zuweilen solche alte Stammbücher vor, die wegen der darin befindlichen Autographen theuer bezahlt werden.

Der Aufstand. Dem Herzog von Choiseul ward prophezeit, er werde in einem Aufstande ums Leben kommen. Er starb in seinem gewöhnlichen Bette. Doch behauptete Jemand, die Prophezeiung sei pünktlich eingetroffen; denn das halbe Duzend Ärzte, die sich vor seinem Bette über die Art, ihn zu retten, förmlich in die Haare gefahren wären, hätte vollkommen das Bild eines Aufstandes geliefert.

Der Ruf der Muedins oder Muezzins von den Minareten herab zum Gebet ergeht täglich fünf mal an die Gläubigen, frühmorgens vor Sonnenaufgang (el fachs), um Mittag (el duchr), um 3 Uhr Nachmittags (el assr), bei Sonnenuntergang (el megreb) und anderthalb Stunden spä-

ter (el esche). Jeder Ruf hat seine feststehende Schlussformel; der Morgenruf endet mit den Worten: Gebet ist besser als Schlaf. Die Rufe dienen dem gemeinen Volke, das keine Uhren hat, zugleich zur Zeitbestimmung. Alle moslemitische Völker zählen Abend und Nacht zum folgenden Tage, sodas z. B. ein Festtag den Abend zuvor mit Sonnenuntergang beginnt. Sie stellen daher den Uhrzeiger im Augenblicke des Sonnenuntergangs, nicht wie wir um Mittag oder um Mitternacht, auf 12; dann zählen sie 12 Stunden bis zum andern Morgen, wo der Zeiger wieder auf 12 trifft, sodas, wenn z. B. die Sonne Sommers um 8 Uhr untergeht, der Zeiger bei den Arabern am andern Morgen wieder um 8 Uhr auf 12 steht. Die Unbequemlichkeit dieser Einrichtung besteht darin, das man, je nachdem die Tage länger oder kürzer werden, die Uhren unaufhörlich verrücken muß.

Aut-aut. Papst Innocenz VI. sandte im Jahre 1364 zwei Benedictinermönche an Barnabo Visconti in Bologna zur Beilegung einer Streitigkeit. Visconti erwartete die Gesandten auf einer Brücke, ließ sich daselbst die päpstliche, ihm mißfällige Bulle überreichen und erklärte ihnen dann, das sie Eins von Beiden — entweder Essen oder Trinken — wählen möchten. Die Aussicht auf den Fluß, über welchem sie standen, mochte ihnen Verdacht erregen. Sie versicherten, das sie keinen Durst hätten. „Nun, so esset!“ und sie mußten, sie mochten wollen oder nicht, die pergamentene Bulle verschlingen.

Mammuth soll von dem tatarischen Worte Mamma = Erde herkommen und dem Thiere beigelegt worden sein, weil man, durch das so häufige Auffinden der Zähne oder sogenannten Hörner unter der Erde verleitet, der Meinung war, das Thier lebe wie der Maulwurf unter dem Boden. Bestätigt ward man in dieser Meinung durch die Beschaffenheit der Zähne, die in Rußland so gut und frisch erhalten gefunden werden, das sie verarbeitet werden können und einen Gegenstand des Handels ausmachen. Aber die Ursache ihrer guten Erhaltung liegt in dem kältern Klima.

Würdigung. Der verewigte Herder hatte in Weimar als Kanzelredner nächst den wahrhaft geistvoll Gebildeten namentlich Leute des geringern Bürgerstandes zu seinen eifrigsten Zuhörern. Nach seinem Tode war man über die Wahl seines Nachfolgers in großer Verlegenheit und zwei Jahre lang blieb seine Stelle unbesezt. Als endlich dieser — der Generalsuperintendent Voigt aus Eisenach — seine erste Predigt gehalten hatte, sagte ein am Stabe schleichendes Mütterchen beim Ausgange aus der Kirche: „Ein Herder kommt doch nicht wieder!“

Wirksame Hülfsstruppen. Als Alfonso, König von Aragonien, das maurische Schloß Bitero belagerte, warfen die Vertheidiger desselben Bienenkörbe in die Reihen der anstürmenden Feinde. Die wüthenden Bienen fielen über sie her und jagten sie schneller in die Flucht, als die Belagerten es sonst irgendwie vermocht hätten.

Durch alle Buchhandlungen Deutschlands und der Schweiz ist zu beziehen:

Das goldene Familienbuch,

oder der köstlichste Hausschatz für jede Haus- und Landwirthschaft. Dritte Auflage. 1 Thlr. (10,000 Exemplare gedruckt!)

Alle Recensenten nennen dieses Buch „einen goldenen Schatz“ — „einen Hausschatz im wahren Sinne des Wortes, der wahrhaften Nutzen bringt.“ Es ist ein Buch, das auch dem Unbemitteltesten **hundertfach** Mittel und Wege zeigt, sich eine sorgenfreie und glückliche Existenz zu sichern.

Verlag von L. Garcke in Merseburg und Leipzig.